



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de



ANNE MEREDITH

ist das Pseudonym von Lucy Beatrice Malleon (1899-1973). Sie war eine hochangesehene britische Krimiautorin und Mitglied des berühmten und exklusiven Detection Club, dem unter anderem Agatha Christie und Dorothy L. Sayers angehörten.

Anne Meredith

DAS GEHEIMNIS DER GRAYS

Eine weihnachtliche Kriminalgeschichte

Deutsch von Barbara Heller

Mit einem Nachwort

von Martin Edwards

KLETT-COTTA

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die englische Originalausgabe erschien 1933 unter
dem Titel »Portrait of a Murderer. A Christmas Crime Story«
by Victor Gollanz, London.

© Republished 2017 by The British Library, 96 Euston Road,
London NW1 2DB

© Copyright Lucy Malleon, 1934

Nachwort Copyright © 2017 Martin Edwards

Für die deutsche Ausgabe

© 2018 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: ANZINGER UND RASP Kommunikation GmbH, München
unter Verwendung einer Illustration von Dieter Braun Illustration,

Hamburg

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG,

Regensburg

ISBN 978-3-608-96299-4

INHALT

<i>Erster Teil</i> • Heiligabend	7
<i>Zweiter Teil</i> • Hildebrand Grays Tagebuch	59
<i>Dritter Teil</i> • Der erste Weihnachtstag	103
<i>Vierter Teil</i> • Nach dem Verbrechen	151
<i>Fünfter Teil</i> • Das Urteil über euch alle	201
<i>Sechster Teil</i> • Zeuge der Verteidigung	229
<i>Siebter Teil</i> • Die Lösung	263
<i>Epilog</i>	291
<i>Nachwort von Martin Edwards</i>	293

Erster Teil

HEILIGABEND

1. ADRIAN

Adrian Gray wurde im Mai 1862 geboren und starb Weihnachten 1931 eines gewaltsamen Todes durch die Hand eines seiner eigenen Kinder. Das Verbrechen geschah aus dem Augenblick heraus, ohne Vorsatz, und der Mörder, noch nicht beunruhigt, geschweige denn verängstigt, stand nur stumm da, starrte ungläubig die Waffe auf dem Tisch an und sah dann zu dem Toten hin, der im Halbdunkel am Fuß der schweren Vorhänge lag.

2. DIE GRAYS

Zum Zeitpunkt seines Todes stand Gray in seinem siebenzigsten Jahr und hatte sechs lebende Kinder. Ein siebtes war gestorben, vor so langer Zeit, dass die Jüngeren sich kaum noch daran erinnerten. Nur wenn Bitterkeit und Vergeblichkeit des Vaterseins den alternden Mann niederdrückten und er noch stärkeren Überdruß empfand als sonst, fragte er sich, ob der kleine Philip nicht vielleicht zu einem Trost, zu einem Gefährten für ihn herangewachsen wäre. Solche Stimmungen waren jedoch selten; meist dachte er so wenig wie

seine Kinder an den Sohn, der vor dreißig Jahren gestorben war.

Zu Weihnachten pflegte er alle seine Verwandten in sein einsames Haus in King's Poplars einzuladen. Mit der Frau eines seiner beiden Söhne und den Ehemännern zweier Töchter waren es neun an der Zahl, mit ihm selbst und Mrs. Alastair Gray, seiner neunzigjährigen Mutter, insgesamt elf Personen. Hinzu kam eine Reihe von Dienstboten, männlichen wie weiblichen.

Wie die Ermittlungen ergaben, stand sich Gray mit keinem seiner Kinder gut, vielmehr hatten einige allen Grund zu wünschen, er wäre ihnen nicht länger im Wege. Sein ältester Sohn Richard war zweiundvierzig, ein ehrgeiziger Mann, verbissen und wild entschlossen, sein Ziel, nämlich Rang und Namen, zu erreichen. Er war kinderlos – ein Umstand, der ihn peinigte und beschämte –, auf der politischen Bühne kein Unbekannter und einige Jahre zuvor in den Adelsstand erhoben worden. Seit etlichen Jahren war er mit Laura Arkwright verheiratet, einer angesehenen Dame der Gesellschaft.

Grays älteste Tochter Amy, das einzige seiner Kinder, das ledig geblieben war, führte ihm den Haushalt, eine kluge, streitbare Vierzigjährige, klein, mit scharfen Gesichtszügen, rötlichem Haar, dünnen Lippen und schmalen Händen.

Seine zweite Tochter Olivia war mit Eustace Moore verheiratet, einem intelligenten, aber skrupellosen Finanzier, dem Gray den Großteil seines Vermögens anvertraut hatte.

Der tote Philip war als Nächster gekommen und nach ihm Isobel. Sie hatte eine glänzende Partie gemacht, doch die Ehe hatte sich als katastrophal erwiesen. Gray war hochofren gewesen, als Devereux um die Hand seiner Tochter anhielt.

Der Bewerber war reich, gutausschend und allseits begehrt. Er stand – nicht ganz zu Unrecht – in dem Ruf, witzig und charmant zu sein, aber er hätte besser eine Frau aus seinen eigenen Kreisen geheiratet, nicht die junge, freiheitsliebende, glühend idealistische Isobel. Nach zwei Jahren hatte sie eingesehen, welche Dummheit sie begangen hatte, doch als sie sich deren Folgen zu entziehen suchte, musste sie feststellen, dass ihr die Hände gebunden waren. Ihr Mann erklärte ihr, dass der Versuch, sich von ihm scheiden zu lassen, ihr nichts als Schimpf und Schande einbringen würde, und sie sah ein, dass er recht hatte. Ein so beliebter Mann konnte an jedem Finger zehn Frauen haben, die bereit waren, ihn zu verteidigen. Isobel hielt es für unwahrscheinlich, dass er sich nicht nach allen Seiten abgesichert hatte, und so harnte sie noch ein weiteres Jahr aus. Dann brachte sie eine Tochter zur Welt, die jedoch nur sieben Monate alt wurde. Sie führte den Tod des Kindes auf eine bestimmte grausame Handlung des Vaters zurück und quälte sich wochenlang mit der Frage, wie sie die Tragödie hätte verhindern können. Schließlich schrieb sie an Gray, schilderte ihm, so gut sie konnte, ihr unerträgliches Leben in London und bat ihn, sie wieder bei sich aufzunehmen. Sowohl er als auch Amy beschworen sie in ihren Antwortbriefen, doch zu bedenken, in was für eine Lage sie sich damit brächte, wie die Leute sich den Mund über sie zerreißen würden und wie demütigend dies alles für sie wäre. Sie äußerten ihr Mitgefühl zum Tod des Kindes, ließen jedoch durchblicken, dass sie ihre Bitte einer aufgewühlten Gemütsverfassung nach dem Verlust zuschrieben, und sprachen hoffnungsvoll von einem »nächsten Mal«. Isobel reagierte nicht darauf, und in King's Poplars hörte man nichts mehr von ihr,

bis eines Tages Devereux selbst erschien und vorschlug, Isobel solle nach Hause zurückkehren, sie sei krank, halsstarrig, sie verweigere ihm fortgesetzt seine Rechte und er befürchte eine Verzweiflungstat ihrerseits, einen Selbstmord etwa.

»Und du meinst, für uns sei es angenehmer als für dich, den Skandal im Haus zu haben?«, lautete Grays beißender Kommentar.

Und Amy sagte: »Das Leben ist so schon schwer genug, auch ohne dass man noch ein Maul mehr zu stopfen hat.«

Devereux stellte klar, dass er seiner Frau eine ansehnliche Apanage zahlen würde, sofern sie in King's Poplars blieb, worauf Vater und Schwester augenblicklich einlenkten. Eine Woche später war Isobel wieder da. Die älteren Dienstboten – eine Haushälterin, die die Familie seit vielen Jahren kannte und die ein Jahr später starb, sowie der altgediente Moulton – machten keinen Hehl aus ihrer Erschütterung über Isobels Aussehen. Sie war immer die Selbständige, die Mutige gewesen. Sie hatte sich im benachbarten Marktstädtchen eine Arbeit gesucht, sie war gern allein gewesen, hatte viel gelesen und ihre Ausflüge nach London genossen, und sie war eine häufige Besucherin in Buchhandlungen und Kunstgalerien gewesen. Isobel Devereux aber kam bleich und teilnahmslos zurück, ihrem Vater gegenüber verhielt sie sich unterwürfig, und ihrer Schwester Amy händigte sie widerspruchslos fast alles Geld aus, das ihr Mann ihr zahlte. Als Persönlichkeit wurde sie kaum wahrgenommen, doch sie erledigte zuverlässig jene gelegentlich anfallenden undankbaren häuslichen Pflichten, vor denen andere sich zu drücken pflegten.

Als Nächster kam Hildebrand, benannt nach dem berühmten Kardinal, ein schwieriger, auffallender, gutaussehender

Mann. Er war düster und verschlossen, konnte jedoch unvermittelt aus sich herausgehen und blühte dann schön und unerwartet auf wie eine Blume oder ein Wunder; in der Familie aber blieb er schweigsam und übellaunig. Eigenwillig, starrköpfig und jähzornig, wie er war, hatte er seinem Vater von klein auf Sorgen bereitet, und schon früh hatte er jeden freundschaftlichen Verkehr mit seinen Verwandten abgebrochen, die seine Ideale und Pläne ablehnten und höchst ungnädig auf seine ständigen Bitten um finanzielle Unterstützung reagierten (verständlicherweise unter den gegebenen Umständen). Ihren Bekannten gegenüber erwähnten sie ihn selten, und so fristete er mit der Frau, die er geheiratet hatte, und einem Stall voller freudloser, unansehnlicher Kinder ein kümmerliches Dasein in einem kleinen Haus nahe dem Friedhof von Fulham.

Grays letztes Kind, Ruth, war seit acht Jahren mit Miles Amery verheiratet, einem einst vielversprechenden jungen Anwalt, dessen Karriere bedauerlicherweise nicht hielt, was sie versprochen hatte. Richard wie auch Eustace erzürnten und empörten sich über diesen eigenwilligen Verwandten, dem jeglicher Ehrgeiz zu fehlen schien und der auch gar nicht gewillt war, der Familie, in die er eingehiratet hatte, Ehre zu machen. Sichtlich zufrieden ging er seinen unbedeutenden Angelegenheiten nach, ohne jemals höher hinaus zu wollen. Für ihn schienen ein bescheidenes Einkommen und ein kleinbürgerliches Haus in einem gediegenen Viertel das höchste der Gefühle zu sein. Fragte man ihn, wie es ihm gehe, bekam man zur Antwort, er erfreue sich bester Gesundheit und habe jede Menge Spaß.

»Spaß!«, rief Eustace mit Grabesstimme, in einem Ton, in

dem Charles Dickens' Chadband »Schnaps!« hätte rufen können, genauso sündhaft fand er das.

»Spaß!«, echote Richard, schockiert über ein in seinen Augen sträfliches Vertun von Chancen. »Was für Spaß?«

Eine gute Frage. Ruth hätte es ihnen sagen können. Es waren das Haus in St. John's Wood, die beiden kleinen Töchter Moira und Pat und ihr ganzes glückliches und erfülltes gemeinsames Leben.

3. RICHARD

I

Am Morgen des vierundzwanzigsten Dezembers 1931, der so tragisch enden sollte, fuhren Richard Gray und seine Frau Laura erster Klasse nach King's Poplars. Nach langem Schweigen ließ Richard die *Times* sinken, hob sein hochmütiges, melancholisches Gesicht und sagte in einem Ton so kalt und glatt wie ein Messingtürgriff: »Laura, vergiss um Gottes willen nicht, wie dein Vater über die Zölle denkt. Es ist von größter Wichtigkeit, dass er sich nicht aufregt, bevor ich Gelegenheit habe, die Lage mit ihm zu erörtern. Du weißt ja, wie er sich bei diesen politischen Meinungsverschiedenheiten ereifert.«

Richard sprach stets so, als hätte er einen Reporter in der Westentasche.

Laura, eine hochgewachsene, hübsche und sehr gut gekleidete Frau, sagte leichthin: »Du kannst dich auf meine Discretion verlassen. Ich weiß selbst, wie wichtig es ist, dass er

sich nicht aufregt. Schließlich liegt mir genauso viel an einem Titel wie dir daran, mir einen zu kaufen.«

Richard runzelte die Stirn und wandte sich wieder seiner Zeitung zu. Er fand die Äußerung seiner Frau geschmacklos. Laura war eine seiner weniger profitablen Investitionen. Als junger Mann, noch vor Abschluss seines Studiums, hatte er beschlossen, sein Leben zu einem Erfolg zu machen. Er hatte hart gearbeitet und sich einen großen Bekanntenkreis zugelegt, er war gereist und hatte sehr viel gelesen, hatte sich beigebracht, Golf zu mögen, und nasse Nachmittage lang einem Ball nachgeschaut, der unentwegt über glitschigen Rasen geschlagen wurde; in gewissen Kreisen hatte er sogar Geld bei Pferdewetten verloren. Mit dem Ergebnis, dass er sich innerhalb von zehn Jahren einen Ruf erworben hatte. Er hatte eine politische Karriere in Angriff genommen und wurde schon bald mit Ehrungen überhäuft. Stolzgeschwellt und voller Ehrgeiz erweiterte er seinen Bekanntenkreis, und mit dreißig lernte er Laura Arkwright kennen. Sie war drei Jahre jünger als er, hübsch, eine gute Partie, sie hatte eine einflussreiche Verwandtschaft, war gebildet, weltläufig und eine bekannte Amateurpianistin. Mit einem Wort: Sie war in jeder Hinsicht die passende Ehefrau für einen aufstrebenden Parlamentarier.

Richard, hochzufrieden mit seinem Weitblick, erwartete sich von diesem neuen Fühler, den er ausgestreckt hatte, eine Bereicherung seines Lebens. Doch er wurde in fast jeder Hinsicht bitter enttäuscht. Das Vermögen seiner Frau schmolz durch unkluge Spekulation weitgehend dahin. Schon recht bald nach der Heirat gab sie ihr Klavierspiel auf, aus dem erstaunlichen Grund, dass sie etwas gegen kommerzielle Kunst habe. Darüber sann Richard einige Zeit nach - er war

schon genau wie sein Vater –, dann trieben ihn Kränkung und Neugier dazu, sie zu fragen, was sie damit meine. Sie meine, antwortete Laura obenhin, dass sie seinen Freunden nicht mehr vorspielen wolle und dass ihr schon immer die schönen Hunde leidgetan hätten, die bei Wettbewerben zur Schau gestellt würden – auch dies eine kryptische, absurde Äußerung, die Richard nicht verstand. Doch er hatte genug davon, um Erklärungen zu bitten, und griff zu anderen Mitteln, um sein Missfallen kundzutun.

Seine größte Enttäuschung aber war, dass keine Kinder kamen. Er hatte Söhne gewollt, später vielleicht eine Tochter oder zwei, denn Töchter, obwohl an sich nichts Besonderes, konnten ihrem Vater durch Heirat vorteilhafte Verbindungen verschaffen. Doch Richard und Laura hatten nie die Ängste und Hoffnungen junger Paare erlebt. Richard gab natürlich seiner Frau die Schuld; manchmal, in vertrauter männlicher Runde, wenn er sich hinreichend verletzt fühlte, bekannte er, dass sie frigide sei. Es überraschte ihn immer wieder, wie viele wichtige Leute Wert darauf legten, mit ihr in Kontakt zu bleiben, auch noch, nachdem sie ihr Vermögen verloren hatte; er vermutete jedoch, sie seien sich darüber im Klaren, dass Laura mit einem Mann verheiratet war, der ihnen eines Tages sehr nützlich werden konnte.

Laura meinte verächtlich, es sei kein Wunder, dass sie keine Kinder hätten, ein Mann wie Richard könne das auch nicht erwarten; so geizig, wie er sei, würde er ihnen schon ihr bloßes Leben missgönnen.

Nach drei Jahren hasste sie ihn. Nachdem er eingesehen hatte, dass sie höchstwahrscheinlich nie Kinder bekommen würden, hatte er zunächst demonstrativ den Beleidigten ge-

spielt. Später jedoch nahm sein Groll subtilere Formen an. Er fuhr fort, seine Frau mit Schmuck, schönen Kleidern und Pelzen zu überhäufen, und Laura sagte bitter: »Er versieht mich mit seinem Markenzeichen, damit ich ihm nicht abhandenkommen kann.« Andere Frauen meinten neidvoll: »Herrlich muss das sein, einen Mann wie Richard Gray zu haben! Seine Frau rührt keinen Finger für ihn, und trotzdem ist er der großzügigste Ehemann der Welt. Ein Glück haben manche Frauen!« Das hatte Richard schlauerweise auch beabsichtigt, wie Laura wusste – es war eine neue Methode, sie zu demütigen. Zu allem Übel hatten auch ihre Verwandten seine Erwartungen nicht erfüllt und sich eher als peinlich denn als nützlich entpuppt. Sie hatten sich einem fortschrittlichen Radikalismus verschrieben, der Richard abstieß und entsetzte; er vertrat den Standpunkt, dass eine Klasse, die seit Jahrhunderten Macht und Land in Händen hielt, eben damit ihre Regierungsfähigkeit bewies.

Laura gab sich nach außen hin heiter und lebhaft, war in Wirklichkeit aber todunglücklich. Das lag zum Teil an der demütigenden Erkenntnis, dass sie nicht einmal mit ihrem Küchenmädchen mithalten konnte, das vor kurzem mit erstaunlicher Gelassenheit und ohne Tauschein Zwillinge zur Welt gebracht hatte. Noch mehr aber war ihr Unglück dem tristen, sinnlosen Leben geschuldet, das sie mit ihrem Mann führte. Von Natur aus eher leichtsinnig und impulsiv, hatte sie sich einen kühlen, geschliffenen Habitus zugelegt, der einer gleichgültigen Welt mit offenem Zynismus begegnete. Im Grunde ihres Herzens verabscheute sie die zahllosen politischen Ränkespiele, die ihr Mann ins Werk setzte und deren Lohn sie verachtete. Zudem war sie unsterblich

in einen Mann verliebt, der sich wie Richard hauptsächlich für seine beruflichen Erfolge interessierte und sie seinerseits demütigte, indem er sie höchst feige immer wieder beschwor, vorsichtig zu sein, damit nur ja nicht die wahre Natur ihrer Beziehung ans Licht kam. Manchmal hatte sie mit dem Gedanken gespielt, Richard um die Scheidung zu bitten, aber im Grunde kannte sie beide Männer zu gut, um darauf hoffen zu können, dass sie ihr zuliebe auch nur ein Jota von ihren Zielen abrücken würden.

Sie wusste um Richards missliche Lage. Seit einiger Zeit strebte er mit verzehrender Leidenschaft nach der Peerswürde, was sie zutiefst anwiderte. Das Ausmaß an Emotionen, das er an das Erreichen dieses lächerlichen Ziels verschwendete, stieß sie mehr ab als die damit verbundenen Kosten. Er hatte diesen Schritt ursprünglich gar nicht in Betracht gezogen, aber dann hatte er jemanden aus seinem Club, der nicht ganz so versnobt war wie er, zu einem Nachbarn sagen hören: »Was in aller Welt nützt ein Titel einem Burschen wie Gray? Er hat ja niemanden, dem er ihn vererben könnte«, und seitdem hatte er sich vollends darauf versteift. Ein Titel würde ihm auf jeden Fall Ansehen und Beachtung verschaffen, wenn schon nicht bei der Nachwelt, so doch zumindest bei den Zeitgenossen. Inzwischen war das zur fixen Idee geworden und verleitete ihn sogar zu unverantwortlichem Handeln. Nicht nur die Peerswürde begehrte er, sondern auch ein bestimmtes Amt, für das, so glaubte er, die Peerswürde Voraussetzung war. Es gab noch einen Mitbewerber, einen Mann, der in vieler Hinsicht besser dastand als er, und dem verbissenen Kopf-an-Kopf-Rennen mit ihm widmete sich Richard ohne Rücksicht auf Verluste. Das war

mit Ausgaben verbunden, die seine Möglichkeiten weit überstiegen, und er war bereits Verpflichtungen eingegangen, denen er nicht nachzukommen vermochte. Der Mann, den er von sich überzeugen musste, ein gewisser F., war ein strenger Nonkonformist, der es mit Sicherheit missbilligen würde, wenn sein Kandidat sich kopfüber in Schulden stürzte. Kammen ihm Richards finanzielle Nöte zu Ohren, war womöglich alle Hoffnung auf Titel und politischen Aufstieg dahin.

Das Geld, so glaubte er, war gut angelegt. Einen Teil hatte er für wohltätige Zwecke ausgegeben: Er hatte ein Bett für ein etwas obskures Krankenhaus in F.s Wahlkreis gestiftet, eine hübsche Summe hatte er in einen Arbeitslosenfonds eingezahlt, der gerade ins Leben gerufen wurde, und er hatte mehreren Stiftungen für Bedürftige Spenden zukommen lassen. So weit, so gut, selbst aus F.s Sicht. Weitaus höher waren jedoch die Summen, die er für Bewirtung, teure Weine und exotische Früchte aufwandte, hinreißende Kleider und glitzernde Juwelen für Laura, ein Automobil, das in mehreren Klatschblättern abgebildet wurde, und teure Plätze bei gesellschaftlichen Ereignissen – alles, um den Eindruck zu erwecken, es fehle etwas, wenn Richard Gray nicht dabei war. Und als wäre es nicht schon lästig genug, von kurzsichtigen Gläubigern bedrängt zu werden, die in Verkennung der Lage nicht sahen, welcher Lohn ihrer Geduld winkte, war da auch noch die Affäre mit Greta Hazell.

Miss Hazell war eine auffallende junge Schönheit südländischen Typs, heißblütig, hinreißend und, ja, sehr kostspielig. Wie kostspielig, das dämmerte Richard gerade erst. Er hatte sich, was seine Frau anging, für großzügig, wenn nicht gar waghalsig verschwenderisch gehalten, doch Greta zeigte

ihm, dass eine Geliebte sich auch ohne solche Zurschaustellung als genauso teuer erweisen konnte. Hier lag, auch wenn er es niemals zugegeben hätte, die Wurzel seiner Geldverlegenheit, die ihn Tag und Nacht verdross. Alles andere hätte er hingegenommen, aber dies machte die Last unerträglich. Die fragliche Dame, die eine Nase für Geschäfte und auch Erfahrung damit hatte, erpresste ihn um eine aberwitzige Summe. Als er protestierte, sagte sie: »Es wäre dir gar nicht recht, mein lieber Richard, wenn unsere Beziehung publik würde. Wohingegen mir das überhaupt nichts ausmachen würde. Im Gegenteil, da du ja neuerdings sehr im Rampenlicht stehst, wäre es sogar gut für mich. Die Frau, die Richard Gray verführt hat.« Und sie lachte.

Er sah sie stumm an. Selbst jetzt, bei aller Wut und Ernüchterung, konnte er nicht umhin, ihren Liebreiz wahrzunehmen. Gewiss, er hatte sie zu einem ungünstigen Zeitpunkt kennengelernt. Er hatte an einer Herrengesellschaft teilgenommen, deren Ehrengast ein berühmter Romancier gewesen war, der sich sehr freimütig äußerte und dessen Bücher selbst Richard gelesen hatte. Die Stunden vergingen, der Einfluss dieses Herrn und des ausgezeichneten Weins löste mehreren Gästen die Zunge, und Richard gelangte zu der schockierenden Erkenntnis, dass für Geld ein Vergnügen zu haben war, das er noch nicht kannte. Die maßvollen Freuden, die er mit seiner Braut genossen hatte, waren nichts im Vergleich zu dem, was einige der Anwesenden hinter vorgehaltener Hand schilderten. Offenbar gab es da einen geheimen Quell der Lust, aus dem andere Männer tranken, er aber nicht.

Seine eheliche Treue war eine Frage der Zweckmäßigkeit

und der freien Entscheidung gewesen. Er fühlte sich keiner Moral verpflichtet, war aber nie in Versuchung geraten, Laura zu betrügen, und außerdem zu sehr damit beschäftigt gewesen, anderweitig Trophäen zu sammeln. Doch das Gespräch hatte seine Eigenliebe angefacht. Diese Männer waren weniger wohlhabend und weniger intelligent, sie verfügten über weniger gute Beziehungen und waren in jeder Hinsicht weniger brillant als er – und doch erschienen sie ihm jetzt reicher. Seine Sicht der Dinge war einseitig gewesen; er hatte nur die Arbeit im Kopf gehabt und nie an privaten Ausgleich gedacht. Ungewöhnlich aufgewühlt machte er sich auf den Nachhauseweg, darauf gefasst, dass seine Frau nicht auf ihn eingehen würde. Die Umstände erwiesen sich als günstig. Sie hatte am Nachmittag ein höchst unbefriedigendes Gespräch mit ihrem Liebhaber geführt und daher gründlich die Nase voll von den Männern, ihren Ausflüchten und Beteuerungen. Daher wandte sie sich ab, als Richard zu ihr trat, ihren Arm fasste und ihn besitzergreifend streichelte. Er war ob dieser Demonstration ehelicher Kälte jedoch eher erfreut. Drei Tage später traf er sich mit Greta Hazell, zwei Wochen darauf hatte er in der Shaftesbury Avenue eine hübsche kleine Wohnung für sie gemietet – erst später stellte er fest, dass die Miete dreihundertzwanzig Pfund im Jahr betrug –, und er kaufte ihr, wonach immer ihr gerade der Sinn stand. Nach einigen Monaten merkte er, dass er keineswegs der einzige Besucher in der Wohnung war. Der Untreue bezichtigt, lachte Greta dreist. Ob er geglaubt habe, ihr Leben sei allein seinem Vergnügen vorbehalten, fragte sie. Richard war wie vor den Kopf geschlagen. Etwas, das er gekauft hatte, entzog sich ihm. Das war unerträglich. Augenblicklich beschloss er,

die Beziehung zu beenden und diese verachtenswerte Person nie wiederzusehen. Da nannte sie ihre Bedingungen. Sie waren niederschmetternd. Anfangs nahm er sie nicht ernst; bestimmt machte sie sich – in geschmacklosester Weise – über ihn lustig. Doch die Ernüchterung folgte auf dem Fuße. Er konnte nichts tun. Sie hatte ihn in der Hand, und in seiner derzeitigen Lage wäre es gefährlich gewesen, sie sich zur Feindin zu machen. Woher wusste sie so genau Bescheid? Dass unter ihren Besuchern ein politischer Gegner von ihm sein konnte, kam ihm nicht in den Sinn.

So also war die Lage an Heiligabend. Er hatte ihre Forderungen noch nicht erfüllt, sah sich gar nicht dazu imstande, war sich aber darüber im Klaren, dass er die Zahlung nicht länger hinausschieben konnte. Wohl oder übel musste er seine Gefühle hintanstellen und seinen Vater irgendwie dazu bringen, ihm zu helfen. Als Erstes musste er Greta ausbezahlen – die in dem Ruf stand, einen abgelegten Liebhaber oder einen, der sie seinerseits ablegte, nie wieder heimzusuchen –, dann musste er genug Geld beschaffen, um sich die penetranteren Gläubiger so lange vom Leib zu halten, bis er sein Ziel erreicht hatte. Das war eine schwierige Aufgabe. Adrian Gray hatte seinem Sohn, als er in den Adelsstand erhoben wurde, nur widerwillig gratuliert. Richard fand, er hatte alles andere als angemessen reagiert, als er mit gespielter Herzlichkeit sagte: »Ganz wie es dir beliebt, Richard, versteht sich. Zu meiner Zeit hat es genügt, Gentleman zu sein. Wir haben auf diese schicken Titel und die Buchstaben hinter unserem Namen keinen Wert gelegt.« Eine Generation zuvor sei der Gentleman noch etwas Vornehmeres gewesen, fügte er hinzu. Nichtsdestotrotz bereitete es ihm eine gewisse Ge-

nugtung, »Mein Sohn, Lord Soundso« zu sagen, auch wenn er möglicherweise der Meinung war, dieses Prestige sei seinen Preis nicht wert. Seine eigenen Geschäfte gingen schlechter, als ihm klar war. Richard wusste das, und er hielt es für unwahrscheinlich, dass Eustace ihn über den wahren Stand der Dinge aufgeklärt hatte. Umso erpicht war er darauf, seinem Schwager zuvorzukommen und als Erster mit seinem Vater zu sprechen. Hatte Eustace erst einmal Farbe bekannt, bestand für beide keine Aussicht mehr, dass Adrian ihnen half. Und was Brand anging – den konnte man schlicht vergessen. Er war ein unbedeutender Mensch von keinerlei Einfluss, einer, wie ihn selbst ein Peer in seiner Verwandtschaft haben kann – was bei einem bloßen Ritter freilich alles andere als empfehlenswert ist. Eustaces Spekulationen waren Dauerthema von Klatsch und Tratsch in Richards Kreisen; man war der Meinung, der Mann werde in Kürze am Ende sein und könne von Glück sagen, wenn er nicht ins Gefängnis komme. Wettliebhaber hätten allerdings im Falle eines Zweikampfs zwischen ihm und Richard hoch auf Eustace gesetzt, etwa fünfzig zu eins. Richard spürte, dass seine einzige Chance, mochte sie auch noch so gering sein, darin bestand, als Erster zur Stelle zu sein.

Amtsgeschäfte hatten ihn jedoch bis zum Abend des Dreiundzwanzigsten in der Stadt festgehalten, und dann war es zu spät gewesen, um noch die umständliche und beschwerliche Fahrt nach King's Poplars anzutreten. Er hatte sich entschlossen, den Zug zu nehmen, der ihn nichts kostete. Als Bittsteller in seiner vielgerühmten chromblitzenden Karosse vorzufahren hätte Gray verprellt und Eustace Gelegenheit gegeben, mit spöttischem Finger auf ihn zu zeigen.